Nr. 21.

Colonia.

Sonntag, 24. Mai 1908.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Für die Frauen und Kinder.

Mailied.

Sei mir willkommen, du goldener Mai!
Bringst mir die Blumen, die holden, herbei,
Schmückst sie mit Farben und flimmerndem Tau,
Leuchtend im Glanze der schimmernden Au.

Hier, wo die Erlen bekränzen den Bach,
Schau ich den Wellen, den glänzenden, nach.
Lege mich lauschend aufs schwellende Moos,
Träume bei flüsterndem Wellengekos'.

Glühende Sehnsucht ist wieder erwacht,
Hat mir im Herzen die Lieder entfacht.
Sprudelt ihr goldenen Quellen der Lust,
Klinge mein Liedchen aus schwellender Brust!

Klinge hinaus mit dem glühenden Strahl,
Grüß mir die Rose im blühenden Tal!
Fliege hinaus mit dem fächelnden Wind,
Grüß mir mein Schätzlein, das liebliche Kind!

Köln. Joh. Stader.

Der Küster des Kuckucks.

Volkskundliche Studie von Adolf Keßler.

„Der Wiedhopf ist sehr wohl geziert,
Doch hat er keine Stimm',
Sein Krönlein er stets mit sich führt,
Steckt doch nichts hinter ihm.
Wie mancher hat viel Kleider,
Als wäre er ein Graf,
Sein Vater ist ein Schneider,
Der Bruder hüt' die Schaf'."

(Aus dem Federspiel in Des Knaben Wunderhorn.)

Küster des Kuckucks heißt im Sprichworte der Wiedehopf (Upupa epops), ein sehr schöner Vogel, bräunlich mit schwarzen und weißen Flecken und einem fächerartigen Schopf auf dem Scheitel, den er beliebig ausbreiten und zusammenlegen kann. Seinen sonderbaren Beinamen hat er erhalten, weil er dem Kuckuck, dem Herold des Frühlings, als treuer Begleiter folgt wie ein guter Küster seinem Pfarrherrn. Wo der Kuckuck sich in einer Gegend hören läßt, da ist stets auch der Wiedehopf in der Nähe. Er hält sich in Wäldern in der Nähe von Triften auf und lebt von Gewürm und Insekten, die er in die Höhe wirft und mit dem Schnabel auffängt. Als Zugvogel ist er aus Afrika zu uns gekommen, nistet im Sommer in hohlen Bäumen und legt vier bis fünf rötlich-graue Eier. Wegen seines drolligen Wesens hat man ihn gern, und namentlich die Kinderwelt freut sich an seinen schönen Farben und dem stolzen Krönlein. Als Knabe stand ich stundenlang vor dem Käfig eines gefangenen Wiedehopf, schaute den lustigen Sprüngen des Vogels zu und hielt ihn für einen verwunschenen Königssohn, der eines Tages sein Federkleid abstreifen und sich mir in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen werde, wie dieselbe in den Märchen so anmutig beschrieben wird.

Friedrich v. Tschudi hat den Wiedehopf auf seinen Studienfahrten genau beobachtet. Er schreibt in seinem Buche Tierleben der Alpenwelt: „Der Wiedehopf ist ein zierliches, sonderbares Tier, das hier und da in den Wäldern der Bergregion erscheint, besonders gern am Saum derselben in der Nähe der Wiesen und Viehweiden, und noch im Domleschg, ja selbst im Engadin brütet und auch im Schalfik am unteren See (5926 Fuß) geschossen wurde. Im Frühling kommt er früh, unmittelbar vor dem Kuckuck, in die Bergwälder, und zwar paarweise des Nachts, und verläßt sie schon im August wieder. Seine Nahrung ist die der Waldschnepfe, seine Lebensart aber ganz eigentümlich. Mit hängenden Flügeln läuft er hurtig auf der Erde umher, macht häufig dabei die drolligsten Verbeugungen und steckt fortwährend den langen, spitzen Schnabel in die Erde, so daß er an einem Stocke zu gehen scheint. Will er etwas aufmerksam betrachten, so sträubt er die Haube ernsthaft auf; will er aber auffliegen, so legt er sie nieder. Menschen und Raubvögel fürchtet er außerordentlich und legt sich oft vor Entsetzen platt auf den Boden. Auf den Bäumen weiß er sich in die dichtesten Zweige und Kronen zu verbergen. Am liebsten nistet er in Baumlöchern; sein Nest und seine Jungen riechen aber sehr übel, da er vermöge seiner Schnabel- und Zungenbildung die Exkremente der Brut, die sonst von den meisten Vögeln beim Abfliegen vom Neste im Schnabel fortgetragen werden, nicht wegschaffen kann. Von seinem monotonen Rufe: »Hup—hup—hup« hat er den Namen Upupa erhalten; seine Lockstimme ist ein heiseres »Krä—rrrä!«"

Vom Volksmunde wird das Schreien des Vogels bald in „wud, wud", bald in „hup-hup" übersetzt und soll nach dem Volksglauben Teuerung bedeuten. Im Mittelhochdeutschen heißt er „witehopfe", „widhopfe". Der erste Teil des Namens ist ahd. „witu", altn. „widu" Wald; ob sich der zweite auf die Stimme des Vogels oder auf seinen Kopfbüschel oder auf „hüpfen" bezieht, oder in richtiger Lautverschiebung die lateinische Silbe up sei, ist nicht zu entscheiden.

In Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel sagt E. L. Rochholz von der Stimme unseres Vogels: „Der Widhopf ruft hup-hup! Die Rohrdommel antwortet ein oha! Beide sind ehemals Hirten im Freienamte gewesen. Der eine trieb seine Herde nur auf steiniges Land, damit sie nicht zu mutwillig umherlaufe und er um so mehr Ruhe beim Hüten habe. Die Tiere magerten ab, daß sie sich nicht mehr vom Boden aufrichten konnten. Zur Strafe dafür in einen Widhopf verwandelt, muß er nun stets hup-hup schreien, um sie wieder heimzubringen. Der andere Hirte trieb nur in des Nachbars fette Wiesen, damit das Vieh schnell gedeihe und er sich nicht plagen mußte, immer neue Weidplätze aufzusuchen. Darüber wurde aber die Herde so mutwillig, daß sie ihm entsprang und sich nicht mehr in den Stall heimtreiben ließ. Er warf mit Feldsteinen und Holzblöcken nach ihr, und nun wurde manches Stück krank und lahm. Zur Strafe dafür in eine Rohrdommel verwandelt, läßt er nun immer noch sein vergebliches oha! erschallen." In Grimms Kindermärchen ruft der Wiedehopf: up-up!" d. h.: „Stehet auf!"

Wie Döllinger in seinem Werke Heidentum und Judentum nachweist, wurde der Wiedehopf von den alten Aegyptern all-

Zu der Seitenkapelle.

Novellette von M. Herbert.

Es gibt Gotteshäuser, welche der Herr der Ewigkeit, der große Gewährer und Versager, der König der Reinheit und der Bestrafer des Unrechts und der Erkenner des leeren Gepränges, mehr zu lieben scheint als andere.

Es sind nicht immer die erhabenen, romanischen Tempel und hochstrebenden gotischen Münster, nicht die von unsterblichen Künstlern ausgemalten und von den silbernen und goldenen Weihegaben der Fürstengeschlechter strotzenden Barockkirchen der Höfe und Stifte, nicht immer die Hallen, unter denen die erzenen Gestalten von Siegern und Herrschern sich auf Gräbern erheben: es sind zuweilen stilwidrige, von den Jahrhunderten planlos erbaute Dome, oder arme von strenger Entsagung redende Klosterkapellen, oder weltferne, einsame Heiligtümer, zu denen das gläubige Volk steile Berge emporklimmt; vielleicht auch schmale Oratorien, an Spitäler und Waisenhäuser geklebt, und kunstbare Dorfkirchen, durch deren zerbrochene Fenster die Schwalben fliegen.

Man weiß nicht, woher dieser Aufschwung von Andacht und Frömmigkeit kommt, der unser Herz erhebt, sobald wir dort eingetreten sind. Wir fühlen uns nur plötzlich dem Ewigen näher, dem Guten mehr zugeneigt, der Eitelkeit und Lüge ferner, es ist Stille und Weihe in uns. Vielleicht ward hier vor dem Altare ein großes Gelöbnis getan, das Tausenden, oder auch nur einem, Segen brachte; vielleicht stehen hier Tag und Nacht unsichtbare Engel um ein vergessenes Grab, dessen stiller Bewohner vor Gott ein Großer und Heiliger war; vielleicht kam hier einem Sünder die Gnade der Umkehr.

Wer vermag zu sagen, woher der Seele die geheimnisvollen Wissenschaften kommen, die unser Verstand nicht erklären kann?

In der großen, von Menschen flutenden Stadt war an der Stelle des zeitgeschwärzten, baufälligen Domes ein neuer gebaut worden. Die Leute sagten, es sei „vollendete Gotik", fehlerlos bis ins Kleinste. Es war richtig; alle Verhältnisse des Gebäudes stimmten aufs wunderbarste. Es war von einem Baumeister entworfen und vollendet, im Laufe von mehreren Jahrzehnten erstanden, also ganz aus einem Guß. Die riesigen Sandsteintürme, die Portale, die Capitelle, die Baldachine über Kanzel und Altar: sie trugen alle übereinstimmend die spitzenartige Ornamentik. Die Galerien, die Fialen und Speier waren aus französischen Münstern geholt — und dennoch hatte das Ganze etwas, das an ein wohlausgeklügeltes Rechenexempel aus Sandstein erinnerte, etwas „Gemachtes", nicht etwas „Gewordenes".

Wenn man in die weiten, hallenden Schiffe trat, wo ein Wald von glatten, schimmernden Säulen die Gewölbe trug, wo Gold und Farbe mit so weiser, ästhetischer Sparsamkeit verwendet waren, wo auf den Altären Heiligengestalten mit gotischer Biegung aus Museen kopiert standen — dann wurde es einem so seltsam kühl ums Herz, als sei das alles in einem Magazin fertig gekauft, ja, man hatte ein Gefühl, als ob unser Herrgott hier rein äußerlich im bureaukratischen Sinne, offiziell verherrlicht würde, aber nicht tief innerlich, nicht im Stillen und Geheimen, nicht in den Nöten und dunklen Stunden des Lebens.

Vom alten Dome her stand noch eine einzige kleine Kapelle, die seitwärts an das neue Chor angeschlossen worden war. Es war ein vom Volke heißverehrtes Winkelchen, in dem ein uraltes, schönes Kruzifix — vielleicht von Veit Stoß — hing. Das Bild des Gekreuzigten war von schmerzlicher Wahrhaftigkeit, das tief gesenkte Antlitz voll Duldung, voll Milde und Erbarmung. „Salvator mundi" stand darunter, und für viele war es ein Erlöser — ein Gnadenbild geworden.

Durch den hellen, lichten, von Neuheit geradezu strahlenden Dom lief auf den weißen Steinfließen ein schmaler, dem Auge kaum sichtbarer dunkler Streif. Das war der Pfad, auf dem das Volk noch immer zu dem alten Heiligtume wanderte, zu dem düsteren, kleinen Gelaß, das durch ein vergoldetes Gitter vom Chore der neuen Kirche getrennt war und das wie ein Refugium schien für die Verweinten und Vergrämten, für die Sündigen und Gebrochenen, für Alte, Verlassene, Gebeugte und Vergessene, ja für alle jene, deren Mienen und Kleider nicht passen wollten in das strahlende, ja fast grelle und ungedämpfte Licht des modernen Domes.

Heute war der Dom feierlich geschmückt.

Am Hochaltar ragten Palmen und große Büschel weißer Syringen. Ein breiter, weicher Teppich war vom Presbyterium bis hinab zum Brautportal aufgelegt worden. Geschäftig rannten der Küster und die Meßbuben umher, würdevoll stand der Domschweizer mit seinem vergoldeten Stabe. Auf die Stufen des Altares wurden rote Prunkkissen mit goldenen Quasten gelegt. In den Bänken des Hauptschiffes war die ganze erste Gesellschaft der Stadt versammelt. Frauen und Mädchen in hellen, leuchtenden Frühjahrstoiletten und Pariser Hüten, schneeweiße, würdige Matronen in Sammetschleppen, elegante Männer, Klubgenossen des Bräutigams mit voreingenommenen Gesichtern oder blasierten Mienen, mit scharfen oder müden Augen hinter goldenen Brillen. Es waren auch hübsche Kinder da und nachdrängendes, neugieriges Volk. Das helle, bunte Licht fiel durch die Glasmalereien und beleuchtete erbarmungslos all die Gesichter, zerrte Schminke und Puder hervor — all die erheuchelte Jugend und das geheimgehaltene Alter.

Unter den vielen Gesichtern waren wenige, die fromm, andächtig und zum Beten gestimmt ausgeschaut hätten. Diese Menschenmasse war zusammengeströmt um eines Schauspieles willen, um Toiletten zu bewundern, Schmuck abzuschätzen und Frisuren zu studieren. Man wollte die Haltung des stadtbekannten Lebemannes als Bräutigam mustern und sehen, ob die Braut glücklich oder unzufrieden ausschaue — hören, ob ihr „Ja" zuversichtlich oder schüchtern und erzwungen klingen würde. Die Leute tuschelten einander zu, die Braut habe einen anderen geliebt, dessen Stellung im Leben ihr nicht genügte, und der Bräutigam habe das Mädchen um ihres Geldes halber begehrt. Es sei eine „gemachte", keine im Himmel geschlossene Ehe. Die beiden möchten einander im Grunde überhaupt nicht ausstehen.

Ja, da gab es viel zu raten, zu spionieren, zu beobachten und zu entdecken. Das war einer der modernen Romane der Wirklichkeit — fast so pikant wie eine Gerichtsverhandlung oder die Erstaufführung eines französischen Stückes. Man hörte die Leute deutlich flüstern und ihre Ansichten austauschen.

Vielleicht, wenn er, der die Tempelschänder aus den Vorhöfen des Allerheiligsten jagte, wenn er hereingetreten wäre in die Hallen des modernen Domes — nein, nicht vielleicht: gewiß hätte er wie damals gerufen: „Ihr sollt das Haus meines Vaters nicht zu einem Schauspielhaus machen!" Und vor seinem lebendigen und göttlichen Zorne, vor den Blitzen seiner wahrhaftigen Augen wären die Bänke leer geworden und die eitelen Reden verstummt. Die neugierigen Augen hätten sich nach innen gewendet und Braut und Bräutigam wären vor dem Portale niedergesunken und hätten keine Lüge vor den Altar Gottes getragen.

Nun aber tat das Brautportal sich auf, und sie kamen herein in das flutende, allzuhelle Licht.

Voran zwei Kinder, wie weiße Engel gekleidet. Die streuten Rosen vor die weißen Atlasschuhe der Braut. Dann von einem gedämpften „Ah" begrüßt die Braut selbst, eine strahlende Erscheinung in schwerem, silberglänzendem Brokat, umflossen vom weißen Schleier, auf dem Haupte die zitternde Myrtenkrone.

Und der Bräutigam, ein stolzer, aufrechter Mann mit einem blassen trotzigen Gesicht und herausfordernden Augen. Er trug die Schultern und den Kopf, als wolle er fragen: Ist da irgend jemand auf der Welt, der mir etwas anhaben könnte? Bin ich nicht reich und geachtet? Hängen nicht viele von mir ab? Geht mein Einfluß nicht weit? Wer es wagen würde, mich anzutasten, den würde ich zerschmettern! Denn wer die Macht hat, hat das Recht!

Und hinter Braut und Bräutigam die Brautjungfern, eine Schar blauer Libellen, ein Kranz der schönsten und vornehmsten Mädchen der Stadt. Dann die Gäste: Damen im Glanz unschätzbarer Juwelen, Herren mit ordengeschmückter Brust, ehrwürdigen silbernen Bärten und blinkenden Glatzen, goldbestickten Uniformen und tadellosen Fräcken. Nun knieten Braut und Bräutigam auf den Sammetkissen vor dem Priester, die Brautjungfer nahm das schwere Bukett von Orangeblüten in Empfang — die heilige Zeremonie nahm ihren Anfang . . .

Das Auge Gottes aber erschaute im schweigsamen Dunkel der Salvator-mundi-Kapelle ein schwarzgekleidetes, junges Weib. Ihre Züge waren gramdurchfurcht und von Seelenqual zerstört, ihr Haupt war zur Erde gebeugt unter der Last einer schmachvollen Erinnerung, ihr Körper gebrochen von Weh und Leid.

gemein verehrt. Bei uns stand er, wie das schon das unserer Studie vorausgestellte Motto aus Des Knaben Wunderhorn dartut, in geringem Ansehen. Macht man ihn hier als Prahlhans lächerlich, so geht der Sprachbrauch noch weiter und bezeichnet ihn geradezu als Abbild der Unreinlichkeit. „Da was ich ganz voll treck und kot, ich hett mich g'meint syn in eim widhupfen-nest" schreibt der Dichter und Chronist Hans Salat (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts) von einem ekelhaften Nachtlager. Der Widehopf muß sich sogar die Schmähung „Kothahn" gefallen lassen. Mit bezug auf diesen Ausdruck schimpft in den Erzählungen Jeremias Gotthelfs ein Knecht, der mit seinem Meister unzufrieden ist: „So ein Bauer habe einen Hochmut wie ein Kothahn." In der älteren deutschen Literaturgeschichte (1150 bis gegen 1300) finden wir den Wiedehopf in einer Fabel des Oesterreicher Stricker. Dort rät der Kuckuck seinem Neffen, dem Wiedehopf, der wegen seiner bekannten üblen Gewohnheit auswandern will, dies nicht zu tun, da er die böse Sitte mitnehmen werde, an die man hier zu Lande schon gewohnt sei.

Eine bedeutende Rolle spielt der Wiedehopf, obgleich ihn Macbeths Hexen (IV, 2) unter den verschiedenen Ingredienzien, die zur Bereitung des Zaubertrankes verwendet werden, nicht nennen, auf dem Gebiete des Aberglaubens. Folgende aus verschiedenen Quellenwerken gesammelte Rezepte mögen das beweisen: „Sich lieb und angenehm zu machen. Trag Widhopffen Augen bei dir, so bist du aller Orten lieb und angenehm. (Neu eröffnete Schatzkammer usw. von J. U. M., Nürnberg, zu finden bei Joh. Hoffmann 1694)." — „Sich bei den Leuten angenehm zu machen. Trage eines Widhopfen Auge bei dir, und wenn du es vorne auf der Brust trägst, so werden dir deine Feinde hold, und so du es in dem Beutel trägst, so gewinnst du an allem, was du kaufst. (Aberglauben im Kanton Zürich. Gesammelt von Dr. Paul Hirzel in Zürich. Schw. Archiv für Volkskunde. 2. Jhrg. pag. 268)." — „Das einem wunderbarliche Ding im Traum erscheinen. Nimm Wiedhopfenblut, schmiere damit die Pulsader, die Schläfe und Stirn, und lege dich schlafen, so wirst du im Schlaf wunderliche Ding sehen. (Blütenlese aus einem alten, handschriftlichen Arzneibuche. Im Besitze von S. Gfeller. Egg, Lützelfluh, Kt. Bern. Schw. Archiv für Volkskunde. 6. Jhrg. pag. 53)." — „Zu lehren, was du wilt. (Eine Wissenschaft oder eine Kunst, recht rasch zu erlernen.) So fach Ein widhopf und nimm ihm die Zungen und is (iß) si, so kannst du lehren, was du wilt." — „So du drey manns Sterke wilt haben. So fah Ein widhopf und haue ihm der Kopf ab und brönne ihn zu bulfer und Trag es bei dir in den Schuhnen. (Zaubermittel. Aus alten handschriftlichen Aufzeichnungen. Im Besitze von Fr. Geißbühler, Silberarbeiter in Grünenmatt. Schw. Archiv für Volkskunde. 7. Jhrg. pag. 50 und 52.)" — „So eine Flinte verderbt ist. So eine Flinte oder Büchse verderbt ist, so schieße man einen Widhopf, reiße das Herz demselben sogleich heraus und fahre damit ins Rohr; darauf solches mit einem Lappen, so mit einem Zwiebel bestrichen worden, vollends ausgewischt und beides über das Ofenloch in den Rauch gehängt, nach etlichen Tagen denselben wieder weggenommen und das Rohr damit ausgezogen und ins fließende Wasser geworfen. (J. Scheible. Das Schaltjahr. 2. Band pag. 400.)"

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß hier und da ein Spaziergänger und Wanderer dem geheimnisvollen Küster des Kuckucks, wenn er auf einsamer Weide vor ihm auftaucht, etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt als bisher.

(LA) Die Taucherjungen im Hafen von Colombo (Indien).

Von einem Missionar.

Nach langer, eintöniger Fahrt langten wir an einem herrlichen Sonntagmorgen im schönen Hafen von Colombo, auf der Insel Ceylon, südlich von Vorderindien, an. Schon lange bevor unser stolzer Seedampfer durch die beiden gewaltigen Steinmolen in das ruhige Hafenwasser eingelenkt war, hatten uns bereits in aller Morgenfrühe draußen auf hoher See zu Gesicht gekommene Vögel und Fischerboote verraten, daß das Land näher rückte. Allmählich erhob sich denn auch ein langgestreckter Palmenstreifen am Horizont, der sich, je näher wir rückten, immer mehr zu einem gewaltigen Haine entwickelte, zwischen dem hindurch wir zuerst Schiffswimpel und endlich auch Häuser gewahrten.

Wenige Stunden hernach ließen wir unter den flotten Klängen unserer Musikkapelle die Anker nieder. Ein krächzender Rabe brachte uns die ersten Grüße, die aber bald überboten wurden von dem Lärm der in wilder Hast an unseren Dampfer heranrudernden, ganz oder fast nackten Jungen, die uns ihre Taucherkünste zeigen wollten. Im Nu waren wir von zwanzig bis dreißig aufgeregt rudernden und fürchterlich schreienden Knaben umschwärmt, deren wildes Durcheinander uns ein um so lebhafteres Bild bot, als wir bisher von Aden bis Colombo — zehn Tage

---

Sie trug ein schlummerndes Kind in den Armen, und ihr Auge starrte verzweiflungsvoll auf den Mann, der eben aus Priesterhand den Ehering empfing. Sein lautes, kräftiges „Ja" — war die Besiegelung ihrer Schmach gewesen. Nun war jede Lebenshoffnung endgültig vorüber. Sie war eine Sünderin, eine Zertretene — aber auch eine Märtyrerin der Ungerechtigkeit des Lebens: ihm alles Recht, ihr alles Unrecht . . .

Und doch — von allen, die heute in das glanzvolle Gotteshaus eingezogen, war sie die einzige, die wirklich zu Füßen des Kreuzes lag; die einzige, die wirklich gebetet hatte, ob auch ihr Gebet ein Bußerpsalm war und lautete: „Herr, obwohl ich verlassen und zertreten, obwohl ich sündig, verloren und schmachbedeckt bin, komm' ich zu dir, meinem Erlöser! Gib du mir Kraft zu sühnen, gib du mir Kraft, aus dem verlassenen und verleugneten Kinde jenes Mannes einen tüchtigen Menschen heranzuziehen. Nimm mein ganzes Leben zum Opfer, wenn solch' elendes Opfer dir noch gefällt. Nur segne und rette das Kind!" . . .

Brausend setzte drinnen die neue Orgel ein. Jubelnde Knabenstimmen sangen ein Dankgebet. Glückwünschend umdrängte man die Vermählten. Durch den hellen, sonnendurchglänzten Dom ging der farbenschillernde Hochzeitszug dem Ausgange zu. Donnernd rollten die blumengeschmückten Wagen von dannen. Schwatzend verlor sich die Menge.

Das junge Weib in der dunklen Kapelle richtete sich auf und preßte die Lippen auf die durchbohrten Füße des Heilandes . . .

(KV) Der Hypnotiseur.

Novellette von **Emma Kettner.**

1

An der Landungsstelle der Rheindampfer in Bingen wartete eine Anzahl Menschen auf das Eintreffen des zu Tal fahrenden Schiffes.

Ganz in letzter Reihe, etwas abseits von den übrigen standen zwei Mädchen. Ungeduldig hob die eine ihre ohnehin schon große, schlanke Gestalt noch auf die Fußspitzen und spähte über die Köpfe der anderen auf die breite sonnenglitzernde Wasserfläche. „Ich möchte wissen, wo der Dampfer bleibt!" murrte sie. „Warten ist doch etwas scheußliches."

„Du denkst wohl, es hielte dich im letzten Augenblick noch irgendwer oder irgendwas davon ab, so leichtsinnig deine Heimreise allein auf dem Schiff anzutreten! Es wäre mir wahrhaftig lieb, denn ich mache mir schon Vorwürfe, dir nachgegeben zu haben. Wenn dir nun unterwegs etwas zustößt?"

„Was denn, du alter Angstmeier? Es sollen sich doch sehr selten Kannibalen an Bord der Rheindampfer aufhalten, die mich vielleicht roh, mit Pfeffer und Salz, zum Frühstück verzehren möchten! Und die Gefahr, von Piraten überfallen und in die Sklaverei verkauft zu werden, hat sich in hiesiger Gegend in den letzten Jahren auch verringert," scherzte die andere.

„Ich bin noch nie ohne Begleitung auf dem Dampfer gefahren. Und du willst das stundenlang tun, sogar allein Mittag essen . . ."

„Aber feste!"

„Du führest doch besser mit dem Schnellzuge."

„Nee, mein Herzchen, machen wir nicht. Abgesehen davon, daß es wundervoll sein wird, den herrlichen Sommertag auf den Rheinwellen zu verbringen: denkst du etwa, ich wäre »Frauen« gefahren? Nicht den Schimmer! Mindestens Nichtraucher, dafür bürge ich dir. Es soll mir nicht wieder gehen, wie letzthin mal auf einer Reise, wo in meinem Abteil zwanzig Kinder waren, die abwechselnd die seltsamsten Wünsche äußerten, und ein andermal vierzig sonst sehr nette alte Damen, die sich nur leidenschaftlich sträubten, das Fenster öffnen zu lassen, obgleich ich kniefällig und händeringend darum bat und alle zehn Minuten die täuschendsten Ohnmachtsanfälle markierte."

„Das scheint ja eine ergötzliche Fahrt gewesen zu sein!"

„Siehst du das ein? Ich danke dir! Dann mußt du aber auch mitfühlen können, daß ich mit gesträubtem Gefieder eine Wiederholung ablehne. Und dann: wie habe ich mich auf diese Dampferfahrt gefreut!"

„Du liebe Zeit: sieh nur, Aennchen, da vor uns steht wahrhaftig der unheimliche Blonde in dem grauen Anzuge, der uns in den letzten Tagen so oft in den Weg lief. Man sollte meinen, der Mensch könnte Gedanken lesen. Er fährt sicher mit! Ist dir das nicht schreckhaft?"

„Mir? Ich bitte dich, Käthe, Leute wie ich! Das graue Männchen kann mir im Mondschein begegnen!"

„Schreie doch nicht so! Ich glaube, er hört alles . . . Ich sehe, wie er still vor sich hin lacht," wisperte Käthe.

„Worüber sollte er denn grinsen? Der wird wohl so 'nen Anfall kriegen, wo er nichts für kann. Aber was geht der uns an? Lieber wär's mir, wenn die Schraubengondel bald anzitterte," flüsterte Aennchen zurück — aber so hörbar, daß die entsetzte Cousine sah, wie der Herr die verzweifeltsten Anstrengungen machte, ernsthaft zu bleiben. Sie hielt es darum für angebracht, hofmeisternd zu entgegnen:

„Aber, Aennchen! Wenn unsere Mütter dich hörten! Rede doch nicht so burschikos!"

„Das ist 'n altes Familienleiden, erbliche Belastung; dafür kann ich nichts. Wie sollt' ich denn aber sonst sprechen? In Jamben oder Hexametern? Oder etwa in der bilderreichen Sprache der Indianer? Das geht mir alles nicht flott genug von der Zunge! Und du brauchst auch nicht gerade so zu tun, als wärest du in deinen Mußestunden Zeremonienmeister beim König von Spanien! . . . Doch da taucht die Galeere auf . . ."

„Legt erst aber noch in Rüdesheim an. Mußt dich also noch ein weniges gedulden. Komm, laß uns solange ein paar Schritte auf und ab gehen."

Käte faßte Aennchen in den Arm, und vorsichtig sich umschauend, flüsterte sie erregt: „Weißt du, der Mensch in dem grauen Anzug ist mir tatsächlich unheimlich. Wenn er uns sonst in Kreuznach begegnete, fand ich seinen Blick nur schwermütig . . ."

„Weshalb ich ja schon meinte, er sei Direktor von 'nem Flohzirkus, dem die Stars davon gehupft sind," warf Aennchen trocken ein.

„Heute finde ich aber, er sieht uns geradezu durchbohrend an, so, als wollte er uns hypnotisieren."

„Vielleicht ist er von Beruf Schlangenbeschwörer und will nicht aus der Uebung kommen."

„Immer mußt du kalauern . . . Wenn der Mensch dich nur unterwegs nicht belästigt! Setze dich nur immer in die Nähe von älteren Damen," mahnte Käte.

Aber Aennchen entgegnete wegwerfend: „Ach, Kleinigkeit, den abzuwimmeln, auch ohne Drachen. Ich tue einfach, als verstände ich ihn nicht . . . Das ist sogar 'ne feine Idee! Weißt du was, wenn er mich anredet, antworte ich Polnisch, ich spräche kein Deutsch. Paß mal auf, der ist vor Staunen platt wie'n Pfannkuchen, wenn ich herausschnarre: Ja nie rozumiem po niemiecku!"

„Ich kann mir's denken! Besonders wo er gehört hat, was du eben hier für Reden riskiert hast. Aber mache nur um alles keine Dummheiten! Du bist ja immer so übermütig."

„Stimmt! Zu allen Schandtaten bereit. Doch da kommt das Schiff. Sieh nur, wie großartig das aussieht, wie es so ruhig und elegant durch das Wasser gleitet. Und wie die Wellen rauschen! Ach, es ist doch zu schön bei euch hier!"

Mit einem entzückten Blick schaute Aennchen noch einmal in die Runde, als wolle sie sich jede Einzelheit des herrlichen Landschaftsbildes tief ins Gedächtnis prägen, dann ging sie nach einem herzlichen Abschied von der Cousine neugierig erwartungsvoll auf das Schiff.

Endlich also war sie am Ziele! Endlich konnte sie einmal den langgehegten Wunsch einer Rheinfahrt ausführen, von deren Zauber sie schon so viel gehört und gelesen hatte. Schon zwei Jahre lang wartete sie darauf. Als sie damals mit den Eltern die rheinischen Verwandten besucht hatte, kam sie durch anhaltendes Regenwetter um die geplante Rückreise zu Schiff. Und jetzt wäre ihr Vorhaben beinahe wieder zu nichts geworden; denn der Vater wurde eiligst heimberufen, als sie eben bei der Kreuznacher Tante weilten, und er ordnete an, daß Aennchen mit der Bahn die Weiterreise zu den Verwandten in Köln antrete.

Aber das paßte dem ein wenig eigenwilligen neunzehnjährigen Fräulein nicht. Dafür hatte es sich viel zu viel von der Dampferfahrt versprochen, und es beschloß darum, auf deren Ausführung zu bestehen. Und als die ein wenig ängstliche und pedantische Tante erklärte, es schicke sich nicht für eine junge, unerfahrene Dame, allein zu Schiff zu reisen, nannte sie heimlich diese Ansicht vorsündflutlich und wußte die Cousine zu beschwatzen, daß diese ihr beistand, ihren Plan auszuführen. Käte begleitete die Abreisende von Kreuznach nach Bingen; aber anstatt in Bingerbrück den Rheinschnellzug zu besteigen, saß sie nun seelenvergnügt und ohne eine Spur von Gewissensbissen über ihre Eigenmächtigkeit auf dem Dampfer.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie sich um die Gesellschaft um sich herum kümmerte. Zuerst konnte sie sich nicht losreißen von dem wunderbaren Bilde. Nach rechts und links flogen ihre Augen; sie unterdrückte mit Mühe ihr jubelndes Entzücken und Erstaunen über die wechselvolle Szenerie. Alles war ihr ja so neu und fesselnd: die wald- und rebenbewachsenen Berge, die auf felsigen Höhen ragenden Burgen und Ruinen, die freundlichen Ortschaften, so zwischen Berg und Fuß hingeschmiegt, mit ihren sauberen, schiefergedeckten Häusern. Eine wahre Andachtsstimmung ergriff ihr weiches, empfängliches Herz.

Erst als sie im Speisesaal saß, nahm sie sich Muße, die Reisegesellschaft zu mustern. Mit einem unwilligen Runzeln der Brauen und einem seltsamen Empfinden wie Schrecken sah sie, daß der „Graue", wie sie den blonden Herrn im englischen grauen Anzuge kurzweg nannte, ihr gegenüber saß und sie auch jetzt wieder, wenn auch nicht gerade aufdringlich, ansah. Sie nahm sich vor, durch eine möglichst hoheitsvoll abweisende Miene ihn in der Entfernung zu halten, und schaute, solange sie nicht mit Essen beschäftigt war, mit beharrlicher Ausdauer zwischen dem Herrn und einer neben ihm sitzenden beleibten Dame hindurch auf das vorbeigleitende Ufer.

Mit ihren Nachbarn, einigen ältern Ehepaaren, war sie allerdings recht bald in munterm Gespräch. Es waren lebensfrohe Rheinländer, die es anscheinend für ihre Christenpflicht hielten, das hübsche Mädelchen aus seiner durch sein Alleinreisen bedingten Schweigsamkeit zu erlösen. Aennchen bewies dann aber den freundlichen Herrschaften, daß sie ihr Schnäbelchen gut zu gebrauchen wußte, sie stand munter und mit schalkhaft blitzenden Augen Rede und Antwort. Wie sich der Graue eigentlich in das Gespräch gemischt hatte, wußte sie nicht: auf einmal redete er auch mit drein — und schloß sich, als Aennchen mit den neuen Bekannten wieder hinauf ging, wie ganz selbstverständlich ihnen an.

Mit einer seltsamen Unruhe, einem ihr sonst ganz fremden Bangen, fühlte sie seine Blicke auf sich gerichtet. Eine ihr unheimlich dünkende Macht ging davon aus, zwang sie, wie sie sich auch wehren wollte, immer wieder in seine großen Augen hineinzuschauen, die jetzt aber gar nicht mehr schwermütig ernst, sondern sogar recht schalkhaft glänzten. Und dazu klopfte ihr Herz so laut, wie ein gefangenes Vöglein, das entfliehen möchte. Es ward ihr ganz siedend heiß, als sie bemerkte, wie er geschickt und unauffällig manövrierte, bis er neben ihr saß.

Zwar, ein wenig Befriedigung empfand ihr eitles junges Seelchen doch über die offenbare Huldigung des stattlichen Mannes, über die ritterliche Aufmerksamkeit, womit er sich ihr widmete und sie auf alles Sehenswerte aufmerksam machte. Sie konnte sich nicht ableugnen, daß er fesselnd und gehaltvoll zu plaudern wußte, und daß es ihr sehr gefiel, wie er, ohne Blasiertheit, offen seine Freude an der schönen Natur zeigte. Auch seine Stimme klang ihr recht angenehm und wohllautend.

Wenn nur nicht dieser geheimnisvolle Zauber von ihm ausgegangen wäre! So etwas hatte sie noch nie empfunden. Sie spürte, wie ihre ganze schöne Sicherheit sie mehr und mehr verließ. Wie spöttisch und keck konnte sie sonst jeden Mißliebigen und Aufdringlichen abfertigen! Hatte doch schon mal einer ihrer Verehrer entrüstet gesagt, sie sei den Männern gegenüber stets in Wehr und Waffen — „Kräutchen Rührmichnichtan," nannte man sie.

Und jetzt? Jetzt saß sie hier in weicher, friedfertiger, sehnsuchtsvoller Stimmung. Das ging doch nicht mit rechten Dingen zu. Solch' geheimnisvolle Macht hatte noch nie jemand auf sie ausgeübt. Ihr ganzer Trotz lehnte sich dagegen auf. Käte hatte recht, er war wirklich ein unheimlicher Mensch . . .

Wie im Fluge verging die Zeit. Als Bonn in Sicht kam, ward ihr Gesellschafter offensichtlich zerstreut. Er schaute immer öfter so versonnen vor sich hin. Es war, als wolle er etwas sagen und wisse nicht recht, wie beginnen. Ganz befangen ward der vorhin so Weltgewandte.

Endlich stieß er leise und hastig hervor: „Ich bin gleich am Ziele. In Bonn muß ich aussteigen. . . Viel lieber führe ich mit nach Köln, aber meine Mutter erwartet mich wohl schon an der Landebrücke, und ich möchte sie nicht enttäuschen oder ängstigen. . . Gnädiges Fräulein, die Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft verbringen durfte, werden mir unvergeßlich sein! Wie ich mich danach gesehnt habe, Sie kennen zu lernen. . . Sie werden schon in Kreuznach bemerkt haben, welch tiefen Eindruck Sie auf mich gemacht haben . . . vom ersten Sehen an. Ein Augenblick führt ja oft Seele zu Seele . . . Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das alles so in Hast sage . . . Ich bin Ihnen ja noch fremd, aber die Zeit drängt, unsere Wege sollen sich trennen. Darf ich hoffen, daß unser heutiges Kennenlernen nicht nur eine flüchtige, eine rasch vergessene Reisebekanntschaft bleibt? . . . Darf

Fahrt — nichts gesehen als die eintönige, spiegelglatte, sanft wie ein schlummerndes Kind atmende See.

Jeder der Burschen trieb mit einem einzigen Stechruder seinen Kahn, oder besser gesagt seinen Schwimmbalken, denn das ganze Schwimmboot bestand aus drei notdürftig zusammengebundenen Balken, von denen der eine, mittlere, Kiel und Schiffsboden, die beiden anderen, seitlich schräg zu ihm gestellten, die Schiffs-„wände" bildeten.

Bald regnete es von unserem Schiffe herab Nickel- und kleinere Silbermünzen, die man den Jungen entgegenwarf. Auf Kupfer wurde nicht angebissen, das ließen sie mit verächtlichem Grinsen in die Tiefe versinken; desgleichen blinkende Hosenknöpfe und ähnliche „Falschmünzen", mit denen man sie anzuführen suchte. Auf die „gangbare" Münze aber stürzten sie sich wie die Haie. So oft solche geworfen wurde, stürzte sich ein ganzes Rudel dieser Fischmenschen ins Meer — ihr nach. Dabei schleuderten sie, sich auf ihrem Boote zuerst zum Sprunge hochaufrichtend, ihr Stechruder bei Seite auf ihre Schwimmbalken oder daneben, und stießen letztere beim Absprung in die Tiefe mit ihren Füßen nach hinten weit von sich ab, so daß sie in entgegengesetzter Richtung wie die Tauchenden davon sausten. Diese Taucher sind die reinsten Amphibien; sie schwimmen mit der Geschicklichkeit wassergeborener Flossentiere, und bleiben zuweilen solange in der Tiefe des nassen Elementes, daß der angstvolle Zuschauer fast einen Erstickungsanfall bekannt.

Natürlich gerieten, wenn sich gleich ein ganzer Haufe dieser Geld-Haie auf eine einzige Münze stürzte, nicht selten die Köpfe hart aneinander. Dabei entstand unter Wasser, was man bei seiner Durchsichtigkeit wenigstens in der Nähe beobachten konnte, oft ein Handgemenge und Beinegestrampel, das dem wilden Knäuel dieser braunen Gesellen das Aussehen eines mächtigen, aufgeregten Polypen gab.

Erst wenn der Kampf da drunten entschieden, was aber zuweilen, da die Münze zwischen den zugreifenden, von anderen aber wieder weggezogenen Händen tiefer und tiefer hinabgleitet, lange währte, tauchten die Tritonskinder, der eine nach dem anderen bald hier bald da mit triefendem Haar und bald triumphierendem, bald enttäuschtem Antlitz wieder an die Oberfläche und schwammen ihrem Ruder und Kahne nach, wobei sie, noch ehe sie letztere erreichten, oft wieder umkehrten und untertauchten, um einer neuerdings herabgeworfenen Münze schnellstens habhaft zu werden.

Das wilde Durcheinander bietet ein lebhaftes aufgeregtes Schauspiel: hier springt, hier ringt man, dort schießt man in angestrengten Stößen durch die Wellen; hier fällt zwischen erwartungsvoll hochgereckten Köpfen und ausgestreckten Händen eine Münze oder zwei, oder drei; dort fliegen weggeworfene Stechruder klatschend bei Seite und allerwärts treiben herrenlose Schwimmbalken; hier patscht und spritzt es, dort taucht soeben ein Arm aus der Flut, der triumphierend ein erhaschtes Geldstück hochhält. Dazwischen schreit es von allen Ecken und Kanten mit ohrenbetäubender Schärfe und nimmermüder Ausdauer in einem fort: Deip, Deip, Deip, Deip, Deip, wohl das englische Dip (spr. Deip) = Tauchen. Dabei lassen allerdings die mit Münzen vollgestopften Mäuler — die Jungens haben eben nur ihre „Maultaschen" zum Aufbewahren derselben — das Schluß-p weg, weil es zu schleppend und hindernd wirkt, um schnell hintereinander 20 bis 30 mal Dei, Dei, Dei zu rufen.

Jeder suchte natürlich die Aufmerksamkeit der Schiffspassagiere auf sich zu lenken, indem er die anderen durch Schreien zu überbieten trachtete oder lebhaft mit den Armen oder dem Stechruder gestikulierte. Einer dieser Jungen hatte dadurch vor seinen Mitbewerbern etwas voraus, daß er den Stumpf seines ihm von einem Hai bis aufs letzte Drittel abgezwackten rechten Armes in die Höhe reckte und dabei mit der ganzen Kraft seiner Lungen auf Deutsch rief: Ein Arm! ein Arm! ein Arm! Selbstredend wurden besonders viele Münzen nach seiner Richtung hin geworfen. Der kleine Krüppel ruderte, tauchte und schwamm aber auch tatsächlich so geschickt wie die andern.

Oft wird das Geldstück übrigens schon bei seinem ersten Aufklatschen aufs Wasser von einer nahen, flinken Hand erhascht; ja zuweilen schnappen die geübten Burschen die Münze schon in der Luft vorweg, bevor sie noch das Wasser berührt hat. Aber auch dann, wenn die Münze nicht nur die Oberfläche des Wassers erreicht, sondern auch Zeit gewinnt, tiefer hinunterzusinken, gelingt es den Jungen oft, ihrer ohne besonders große Anstrengung mit kühnem Sprung und Handgriff habhaft zu werden; denn sie geleitet nur langsam hinab und dabei immer im Zickzack, so daß ihr jedesmaliges Aufblitzen dem Taucher verrät, wo der „versenkte Schatz" zu holen ist. So kann man nur in dem Falle von einem wirklichen Tauchen nach hinabgeworfenen Münzen reden, wenn letztere Zeit gefunden haben, in eine größere Tiefe hinabzusinken.

Diese Taucherei ist also ein immerhin amüsantes, nach langer, eintöniger Seefahrt doppelt unterhaltendes Schauspiel. Dabei drängt sich freilich dem beobachtenden Zuschauer die Frage auf, ob der materielle Gewinn der Taucher wohl im Verhältnis steht zu dem Schaden an der Gesundheit, welchen diese Wasser-Akrobaten durch ihren unnatürlichen Amphibien-Beruf davontragen.

---

ich herzlich darum bitten, zu erfahren, wo und wann ich Sie wiedersehen kann? . . . Machen Sie kein so abweisendes Gesicht, gnädiges Fräulein! Seien Sie mir nicht böse über mein keckes Werben; aber es ist mir unmöglich, zu denken, daß ich Sie nicht mehr wiedersehen soll! Darf ich nach Köln kommen? Sie gehen doch sicher in die Flora, den Zoologischen Garten . . . Bitte, bitte, sagen Sie mir, wo ich sein soll, Sie zu treffen!"

Mit einem flehenden Blick sah er in ihr heißerglühtes Gesicht, in ihre dunklen Augen, die scheu hin und her irrten, aber dennoch immer wieder zu den seinen zurückkehrten. Sie wollte seinen Wunsch ablehnen, aber sie konnte es nicht.

Willenlos nickte sie, als er nun wieder bat: „Vielleicht übermorgen in der Flora? Machen Sie es möglich! Ich würde überglücklich sein. Ich bin in der Nähe des vorderen großen Blumenparterres . . . Ja, Sie wollen kommen? Tausend, tausend Dank! Und auf Wiedersehen!"

Die Schiffsglocke ertönte bereits zum zweiten Male, als er, noch einmal mit heißem Blick in ihre Augen sehend, hastig über die Laufbrücke an Land ging. Wie von einem Taumel ergriffen, sah die Zurückbleibende, wie er grüßend und winkend den Hut schwenkte zu einem letzten Abschied.

Sie war wie betäubt durch diesen unvermuteten Ueberfall. Träumte oder wachte sie? Was war denn nur mit ihr geschehen? Mit einem wildfremden Menschen verabredete sie ein Zusammentreffen! Unglaublich! So etwas war ihr doch nie in den Sinn gekommen. Und noch dazu mit einem Menschen, den sie selbst unheimlich fand. Es war ja fast, als ob er sie verhext, hypnotisiert hätte . . .

Fast hätte sie da einen Schrei ausgestoßen. Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie auf das Ufer, auf ein dort aufgespanntes Plakat mit riesengroßen Buchstaben, deutlich erkennbar. Immer wieder überflog sie die Schrift. Gab die ihr wohl die Erklärung für den Mann, den rätselhaften Einfluß, den er auf sie ausgeübt hatte? Es schien ihr immer wahrscheinlicher.

Sie biß sich auf die Lippen, und in ihre Augen trat ein zorniges Funkeln. Verächtlich blickte sie auf das Plakat: die Anzeige von dem einmaligen Auftreten des berühmten Zauberkünstlers, Gedankenlesers und Hypnotiseurs Mister Milner aus Baltimore . . .

Dieser Name — war das nicht derselbe, mit dem der Graue sich ihr vorgestellt hatte? Ganz genau hatte sie ihn nicht verstanden, aber der Klang war jedenfalls derselbe, dessen erinnerte sie sich sehr deutlich. Zauberkünstler, Gedankenleser, Hypnotiseur also! So einer, der Goldfischgläser aus der Fracktasche hervorhexte, hundert Meter Band aus seinem Munde herauswickelte, das Alter der Stiefcousine der Großmutter eines Anwesenden mit der Anzahl der Westenknöpfe seines Nachbarn richtig multiplizierte und einem unschädlichen Jüngling vom Lande suggerierte, er sei Caligula . . .

Reizend! Und so ein „Fahrender" bestellte sie, Aennchen Hartwig, einzige Tochter des Hauses Gottlieb Hartwig sel. Erben, Tuch und Buckskin en gros — zum Stelldichein!

Ganz vernichtet starrte sie nach rückwärts, trotzdem das verhängnisvolle Riesenplakat jetzt nur noch wie ein weißer Fleck leuchtete und dann ganz entschwand.

Wie sie auch ihr Erlebnis bei sich ins Lächerliche ziehen wollte, es ließ doch einen kränkenden, quälenden Stachel zurück und warf einen leichten Schatten über ihre Stimmung, den sie krampfhaft zu verscheuchen bemüht blieb.

2

Zu dem Stelldichein am zweitnächsten Tage ging Aennchen aber nicht. Leicht wurde es ihr allerdings nicht, als mittags die Tante fragte: „Was sollen wir dir denn heute zeigen?" — nicht die Flora vorzuschlagen. Ja, ein uneingestandenes Hoffen lebte in ihr, Tante möge von selbst dorthin wollen. Einen Herzschlag lang standen ein hübsches Männergesicht und zwei ernst bittende Augen vor ihr. Aber vor sich selbst errötend bannte sie das Bild . . . Ein Fahrender, ein Zauberkünstler!

Doch als sie dann zum Stadtwald hinausfuhren, mußte sie immer daran denken, wie der „Hypnotiseur" jetzt vergeblich warten würde. Gar nicht loskommen konnte sie von dieser Vorstellung. Ganz deutlich vermochte sie sich sein suchendes, sein enttäuschtes Gesicht vorzustellen. Es stieg ihr heiß in die Augen bei den Bildern, die sie da heraufbeschwor. Aber natürlich, daran war nur der unliebsame Zufall schuld, daß sie hier am Weiher saßen und auf das glitzernde Wasser schauen mußten. Das weckte so dumme Erinnerungen an die Dampferfahrt.

An diesem Abend weinte Schön-Aennchen sich in den Schlaf . . .

Ein paar Tage nachher spazierte sie ums Dämmern mit den Verwandten über die belebte Ringstraße, als die vor ihr gehenden Vettern lebhaft und geräuschvoll einen ihnen entgegenkommenden stattlichen Herrn begrüßten. Aennchen hatte kaum einen raschen Blick auf ihn geworfen, als sie vor Schrecken beinahe umgepurzelt wäre. Sie sah dem Hypnotiseur ins Gesicht!

Aber seine Augen, in denen sekundenlang ein froher Schein aufgeglommen war, nahmen sofort einen kalten, gleichgültigen Ausdruck an, und als Vetter Waldemar ihn jetzt dem Cousinchen als einen lieben Freund und Verbindungsbruder vorstellte, verbeugte er sich so gemessen und förmlich, als habe er das junge Mädchen, das so dunkel errötete und ihn so entgeistert anstarrte, nie im Leben gesehen.

Er wollte sich auch gleich wieder verabschieden, aber die Vettern ließen ihn nicht los. Er mußte mit und schritt mit diesen voraus, während Aennchen mit Onkel und Tante folgte.

Das Mädchen konnte kaum seine Bewegung verbergen. Mit angstvollem Herzklopfen fragte es, wer eigentlich der Herr sei. Und völlig verwirrt war es, als Onkel, offenbar wohlwollend, berichtete, Bruno Wildner sei ein lieber, netter Mensch. Hüttening enieur in einem großen westfälischen Werk und mit Waldemar eng befreundet; wie dieser habe er auch in Karlsruhe studiert.

„Und kein Hypnotiseur?" wollte Aennchen fragen, aber sie unterdrückte es mit einem jähen Atemzuge noch rasch. Es war ihr ganz seltsam zu Mute. Sie wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen oder sich ärgern.

Und der Ankömmling nahm keine Notiz von ihr! Auch als sie nachher auf der Theaterterrasse saßen, vermied er es, sein Gegenüber — diesmal hatte Aennchen manövriert, um diesen Platz zu bekommen! — anzureden oder auch nur anzusehen. Sie war tiefunglücklich, ihr Herzchen pochte angstvoll. Mit schmerzlicher Wonne betrachtete sie verstohlen das Gesicht Wildners, seine ausdrucksvollen Augen.

Wie sie die nur je unheimlich finden konnte! Feurig, beredt, geistvoll, das schienen ihr heute passendere Bezeichnungen. Wie er ihr überhaupt gefiel! Aber er schenkte ihr gar keine Beachtung, grollte ihr, weil sie neulich ihre Zusage nicht gehalten hatte, ihn vergeblich hatte warten lassen! Wenn sie ihm nur das Mißverständnis aufklären könnte? Aber wie sollte sie ihm alles erzählen? Würde er sie nicht auslachen, ihr noch mehr zürnen?

Sie seufzte so recht tief aus bedrücktem Herzen, daß die anderen es hörten und die necklustigen Vettern ihren Spott darüber übten.

Auch Wildner schaute flüchtig zu ihr hin. Und da begegnete er einem solch kummervollen, betrübten Blick, sah er ein solch unglücklich-demütiges, verzagtes Gesichtchen, daß sein Groll wohl hinwegschmolz wie Aprilschnee; denn von da ab trafen zwei Augenpaare sich immer wieder in stummer und doch beredter Sprache.

Und es machte sich beim Aufbruch „ganz zufällig", daß Bruno Wildner und Aennchen Hartwig als die letzten der kleinen Gesellschaft nebeneinander auf die Straße traten. Dann dauerte es nicht lange, da erfuhr der junge Mann auf seine vorwurfsvolle Frage das ganze schöne Mißverständnis. Und er las noch so viel mehr aus den schimmernden Augen der Reuigen, daß er, die wohltuende Fürsorge der Kölner Stadtväter, die Ringstraße mit schattenspendenden Bäumen zu bepflanzen, dankbar anerkennend und ausnutzend, Aennchen an der Hand faßte und nun Hand in Hand mit ihr dahinwandelte, als müsse das so sein.

„Dummerchen, du!" sagte er, „weißt du nicht, was dich so rätselhaft zu mir zog? Die Liebe! Hast dich halt auch gleich in mich verliebt, wie ich mich in dich . . . Amor war der Hypnotiseur. Sein Pfeil traf uns beide rasch und gut . . ."

Und er zog die schlanke Gestalt näher an sich und —

„Nann!" rief da einer der Vettern, der sich nach den Zurückbleibenden umschaute, und sah ganz verblüfft auf das unerwartete Bild. „Was ist denn los?"

„Nichts weiter, als daß ich im Begriff bin, mich mit deiner Cousine zu verloben."

„Potztausend! Und eben habt ihr euch erst kennen gelernt? Du bist ja der reinste Hexenmeister!"

„Jawohl, das bin ich. Fragt nur mein Aennchen!" lachte der „Hypnotiseur" und sah der Erglühenden schelmisch-innig in die Augen.

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Skataufgabe.

B **(Mittelhand)** spielt auf folgende Karte **Grand:**
t A, t 10, p A, p 10, c A, c 10, c K, k A, k 10, k K.*)

Die Karten sitzen für ihn so ungünstig, daß die Gegner mit 88 Augen gewinnen. C hat mehr Pik als Coeur und Karo; seine Karten enthalten 17 Augen. — Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels? w.

*) Es bedeutet: t = Treff, p = Pik, c = Coeur, k = Karo.

Tätigkeitsrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	beschließt.
2	6	4	5	2					schmückt.
3	6	4	5	3	8	6			schmerzt.
4	3	6							tönt.
5	3	6	1	2					nährt.
6	4	5	2	1	2				schneidet.
7	3	9	2	1					brüllt.
8	7	7	2	6	7				bescheinigt.
9	2	3	9	2	1				spielt.

Bilderrätsel.



Merkrätsel.

Schimpanse Melodie Pfahlbürger Fortsetzung Fastage.

Aus vorstehenden fünf Worten entnehme man je drei aufeinanderfolgende Buchstaben und füge diese aneinander. Man erhält alsdann ein christliches Fest.

Kopfwechselrätsel.

Gold Guter Muster Uhehe Eros Sichel Eid.

Vorstehende Worte ergeben, wenn man ihre Anfangsbuchstaben aneinanderreiht, das Wort Gemuese. Es soll nun ein bestimmtes Gemüse gesucht werden; dieses findet man, wenn man die Anfangsbuchstaben obiger Worte ändert und dann zusammenfügt. Wie lauten die Worte; wie das Gemüse?

Rätsel.

Mit einem Schnabel hast du mich gern;
Mit einem Munde wünschst du mich fern.

Verwandlungsaufgabe.

g	e	r	t	a
b	r	a	u	t

Gerta soll Braut werden. Die Umwandlung des Namens geschieht vermittelst zweier Zwischenstufen; und zwar dürfen nur 2 oder 3 Buchstaben jedesmal eine Aenderung erfahren.

(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Versteckrätsel.

Fenster — Referat — Urfehde — Effendi — Hefe — Lieferant — Infanterie — Naefels — Gefolge.
Fee — Fruehling.

Rätsel.

Einsatz.

Rösselsprung.

In jedem Frühling blüht auch dir
Ein Blümchen, ist's auch noch so klein.
Von jeder Wonne glüht auch dir
Ein Schimmer in das Herz hinein.
Nur mußt du dich zufrieden geben . . .
Erzwingen läßt sich keine Lust . . .
Was dir von selbst nicht gibt das Leben.
Bleibt ewig ferne deiner Brust. Seidel.

Problem „Sternhimmel".

An Stelle der Sterne setze man Buchstaben. Die Zahl der Strahler gibt die Nummer des betreffenden Buchstaben an. Liest man dann von oben nach unten, so erhält man: „Durch Nacht zum Licht."

Literarisches Versteckrätsel.

Friedrich Bodenstedt.

Umstellungsrätsel.

Meier Amur Iper Kanel Anger Erich Fiber Emil Regie. Maikaefer.

Bilderrätsel.

Armen geben armet nicht.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Beßler in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Für die Frauen und Kinder.

Des Kindes Traum.

Die Lampe glimmt in stiller Nacht,
Das Kindlein schläft, die Mutter wacht,
Und durch das Fenster bebt der Schein
Der Mondsichel bleich herein.

Das Kindlein träumt, die Mutter sinnt,
Das Fenster klirrt von jedem Wind,
Die Lampe flackert hin und her,
Das schwache Herz schlägt bang und schwe

Die Mutter weint, das Kindlein lacht
Es spielt mit Engeln diese Nacht,
Sie werfen aus des Himmels Au
Ihm Rosen zu voll Sternentau.

Die Mutter küßt das liebe Kind,
Das schlägt die Augen auf geschwind
Und lächelt fort so wundersüß,
Als spielt' es noch im Paradies.

Ein Engel nimmt es in den Arm
Und legt es an die Brust so warm,
Sein Wangenrot die Rosenau,
In seinem Blick der Sternentau.

Wilhelm Müller.

(KV) Vom Urteilen und Beurteilen.

Von Klara Philipp.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß verschiedene Menschen dieselben Dinge ganz verschieden sehen und beurteilen. Was der eine vielleicht für „sehr schlimm" erachtet, finden wir unbedeutend, oder, was uns außergewöhnlich erscheint, kommt unserm Nächsten gar nicht so vor. Insbesondere, wenn Eigenschaften, Empfindungen und Gefühlswerte in Betracht kommen, gehen die Meinungen weit auseinander. Ja, manchmal sind sie einander diametral entgegengesetzt.

Die Aerzte und die Richter machen in dieser Hinsicht zuweilen die verwirrendsten Erfahrungen: Was der eine Patient für höchst schmerzhaft erklärt, scheint einen anderen kaum zu berühren, und die stärksten Widersprüche in den Zeugenaussagen über die persönlichen Eindrücke von einer und derselben Sache sind keine Seltenheit.

Sehr leicht verfallen die Menschen einer von der ihren abweichenden Meinung gegenüber in den Fehler, ihrem Widerpart Mangel an Besonnenheit und Urteilskraft vorzuwerfen, oder auch Mangel an Objektivität, und vergessen dabei, daß ihnen meist im selben Augenblick von der Gegenseite das gleiche geschieht. Beide Teile haben mit diesem Vorwurf bis zu einem gewissen Grade Unrecht. Vollkommene Objektivität kann niemand besitzen als der Allwissende, der die Dinge in ihrer absolut wahren Gestalt erkennt. Uns Menschen ist diese Fähigkeit nicht gegeben. Wir sind immer genötigt, durch das Mittel unserer Persönlichkeit und unter dem Gesichtswinkel der Umstände zu sehen. Unsere Individualität beeinflußt unsere Eindrücke, wie das Brennglas die Lichtstrahlen. Wie das geschliffene Glas je nach seiner Zurichtung diese sammelt oder zerstreut, so verfährt unsere Eigenart mit jenen, ihrer besonderen Anlage gehorchend.

Seh- und sonstige Sinnesschärfe spielen dabei eine mehr untergeordnete Rolle. Der Maßstab, den wir an die Dinge anlegen, ist hauptsächlich durch unser Temperament mitbestimmt.

Die vier Grundtemperamente kommen ganz rein in der Wirklichkeit nicht vor. Und in der Mannigfaltigkeit des Mischungsverhältnisses liegt der Grund, warum unsere Urteile so verschieden ausfallen. Die Menschen, bei denen das sanguinische Element vorherrscht, nehmen besonders die angenehmen Eindrücke am lebhaftesten auf; während beim Vorwiegen des cholerischen die Leidenschaften leichter auslösbar sind. Leute mit melancholischem Haupteinschlag zeigen die stärkste Empfänglichkeit für Unlustgefühle, und sogenannte Phlegmatiker setzen allen Eindrücken eine gewisse Schwerfälligkeit entgegen.

Ebenso verschieden wie die Aufnahmefähigkeit bei den verschiedenen Temperamenten, ist die Intensität, mit der sie Eindrücke beurteilen und wiedergeben. Am meisten Aussicht auf objektive Wiedergabe hat der Phlegmatiker. Denn bei seiner ruhigen Gemütsart nimmt er die Eindrücke nachhaltig auf und schätzt sie leidenschaftslos ab. Sein etwaiger Fehler wird daher immer mehr nach der Seite des Zuwenig liegen.

Das Gegenstück zu ihm ist der Sanguiniker, dessen Stimmung am schwankendsten ist. Deswegen sind seine Urteile wechselnd und, seiner Reaktionsfähigkeit entsprechend, leicht übertrieben. Wir werden alle in etwa beeinflußt durch innere und äußere Umstände, durch Stimmungen, Nervenzustände usw. Nervosität ist ja das Gemeingut der modernen Menschen. Dementsprechend hat unsere Zeit noch eine Spielart des sanguinischen Temperamentes hervorgebracht: das neurasthenische. Auf dieses trifft Goethes Wort „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt", ganz besonders zu, und man kann seine Träger die widersprechendsten Urteile über einen und denselben Gegenstand fällen hören.

Man hat das sanguinische Temperament schon das spezifisch weibliche genannt. In dieser Verallgemeinerung ist der Ausspruch übertrieben. Aber tatsächlich ist die Frau im Durchschnitt eindrucksempfänglicher, also sanguinischer als der Mann. Und ebenso setzt sie wieder ihre Eindrücke rascher in Aeußerungen um. Diese Schnelligkeit, in Verbindung mit der größern Lebhaftigkeit der weiblichen Phantasie, führt aber manchmal zu Ungenauigkeit nach der Seite des Zuviel. Der Mann ist durchschnittlich langsamer im Verarbeiten und Wiedergeben seiner Erfahrungen. Daher schwächen sie leicht sich ab, und er neigt eher zur Verkleinerung in seinem Urteil. Dazu kommt beim Manne noch das Ueberwiegen des bedächtigen Verstandes, während die impulsivere Frau leicht der Gefahr unterliegt, aus ihrem lebhaften Gefühl heraus zu urteilen. Ein Gefühlsurteil aber, mag es nun das Rechte treffen, oder nicht, ist immer ein völlig subjektives. Daher hört man oft sagen, die Frauen könnten überhaupt nicht objektiv urteilen, was eine große Uebertreibung ist.

Eine beträchtliche Verschiedenheit in der Auffassung von Eindrücken und ihrer Beurteilung bringt das Alter mit sich. Denn es bedingt meist eine Verschiebung der Temperamentnüance nach dem Phlegma hin, während in der Jugend das sanguinische Element vorzuherrschen pflegt.

Junge Menschen sind aber auch mehr von ihrem Temperament abhängig als ältere, bei denen Verstand und Gefühl besser gegeneinander ausgeglichen sind. Kinder nehmen als Maßstab nur ihre eigene kleine Persönlichkeit. Im Vergleich mit dieser aber nimmt sich alles gar groß und wichtig aus. Schmerzen und Freuden, Lust und Unlust werden von ihnen ganz anders gewertet als von Erwachsenen.

Ein Mückenstich, eine schwere Schularbeit sind für sie schon ernste Leiden. Ein Bonbon, ein buntes Läppchen machen sie glücklich. Für Vergleiche von Größenverhältnissen haben sie erfahrungsgemäß kein Gefühl. Man kann Kinder in aller Harmlosigkeit einen Elefanten mit einem Haus vergleichen hören, ohne daß sie sich dabei ihrer Uebertreibung bewußt wären. Und wenn sie im Wald drei Eichhörnchen sahen, so erzählen sie unbedenklich von einer ganzen Herde.

Wem wäre es nicht schon passiert, daß Dinge und Gegenden, die er seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen, ihm beim späteren Wiedererblicken zusammengeschrumpft zu sein schienen. Und wer erinnert sich nicht mit wehmütigem Lächeln an die winzigen Sorgen der Kinderzeit, die ihm damals so bergegroß dünkten. Bei unseren Kleinen mit lebhaftem Temperament begegnen wir oft einer Erscheinung, die Eltern und Erziehern ernste Schwierigkeiten bereiten kann, dem sogenannten Flunkern. Es ist da nicht immer leicht, zu unterscheiden, wo im einzelnen Fall die absichtliche Unwahrhaftigkeit beginnt. Manche Kinder sagen wirklich keine bewußte Lüge, sie glauben an ihre Erzählungen und schildern ihre Eindrücke ihrer lebhaften Phantasie entsprechend. Sie fühlen sich dann bitter gekränkt, wenn man ihnen Unwahrhaftigkeit vorwirft. Darum erreicht man auch mit Härte nichts bei ihnen. Nur eine Erziehung, die den Gefühlsüberschwang und die Phantasie systematisch zugunsten des kühlen Verstandes eindämmt, kann hier Abhülfe schaffen.

Kinder stehen freilich mit dieser psychologischen Erscheinung nicht allein. Auch Erwachsene gibt es, die bewußt oder unbewußt flunkern. Auch sie unterliegen der Autosuggestion, die sie an diese ausgeschmückten Erzählungen glauben macht. Und doch sind sie im Verkehr nicht die schlimmsten. Das sind vielmehr jene, welche sich einbilden, den objektiven Standpunkt für sich allein gepachtet zu haben. Sie werfen jedem, dessen Meinung von der ihren abweicht, die Formel an den Kopf: Wenn Sie die Sache doch objektiv betrachten wollten! Womit sie dann nichts anderes meinen, als: von meinem Standpunkt aus betrachten, der dann so subjektiv wie nur möglich sein kann.

Was lehrt uns diese kleine Betrachtung? Daß wir so gut wie unser Nächster bei der Beurteilung der Dinge durch die Brille unserer Persönlichkeit sehen und so gut wie jener Irrungen und Fehlschlüssen ausgesetzt sind. Seine Gründe und Meinungen gegen unsere abwägen und sich ihrer etwaigen besseren Beweiskraft nicht von vornherein eigensinnig verschließen, das heißt man dann im landläufigen Sinne des Wortes „objektiv sein".

Zum Nachdenken.

Die Welt wird überwunden, wenn weder ihre Güter geliebt, noch ihre Uebel gefürchtet werden.

*

Lasse die Sorge für morgen, die den Sorgenden untätig macht.

*

Gib den Hindernissen nicht nach, so müssen zuletzt die Hindernisse dir nachgeben.

*

Sorge für dich selbst, wandle aber unter Gottes Augen, so haßt du einen, der für dich mitsorgt.

*

Mache jeglichen Tag zur Saatzeit, so kommt einst die Ernte.

(LA) Das Gebet eines Kindes.

Erzählung von Elsbeth Düker.

Das alte Köln machte Frühjahrstoilette; Bäume und Sträucher hatten wieder ihr zartgrünes Kleid gewählt. Auf den vornehmsten Straßen, den verschiedenen „Ringen" promenierten frühlingsfrohe Menschen und atmeten mit Behagen die frische Luft ein. Der Volksgarten und der Stadtgarten prangten im Schmuck der Frühlingsblumen und luden alle Spaziergänger zu Besuch und Rast ein.

Der herrliche Tag, der lachende Sonnenschein lugte auch durch die Fensterscheiben eines stattlichen Hauses am Neumarkte, hinter denen ein kleiner Knabe stand und sehnsüchtig hinunterschaute auf den weiten Platz, wo jauchzende Kinder spielten. Der arme kleine Georg! Er war so einsam, seitdem er vor kurzem sein liebes Mütterchen durch den Tod verloren hatte. Der Vater war entweder in Geschäften tätig, oder er hing seinen melancholischen Gedanken nach; er sehnte sich nach seiner heißgeliebten Frau, die nun für immer von ihm gegangen war. In seinem Schmerze hatte er bis jetzt so wenig sich um seinen kleinen Buben gekümmert. Er dachte in selbstsüchtigem Harm nicht daran, daß auch sein Söhnchen die weiche Hand und das treue Herz der Heimgegangenen vermißte— o so sehr! Frühlingssonnenstrahlen küßten das blonde Lockenhaar des Kleinen, das niemand mehr geliebkost hatte, seit man seine Mutter fortgetragen.

Der Vater sah jetzt sein einsames Bübchen am Fenster stehen und rief es zu sich her. Dann nahm er es auf seine Knie und er fühlte zum ersten Male, daß er das Vermächtnis seiner seligen Frau bis jetzt vernachlässigt habe. „Vater, ist Mama immer noch tot?" fragte jetzt zutraulich geworden der Kleine, und er wußte nicht, welche Sehnsucht die einfache Frage ausdrückte. Die schmerzende Wunde im Herzen des Mannes war leise berührt, das verrieten die großen Tropfen, die allmählich in seinen Augen aufgestiegen waren.

„Willst du mit mir ausgehen, Georg?" fragte der Vater, indem er die Frage desselben unbeantwortet ließ und ihn wie sich selbst auf andere Gedanken zu bringen suchte. „O ja, Vater, wie mit Mama," rief das Kind, welches immer an seine Mutter zu denken schien. Bald erschienen beide auf dem freien Platze, gingen die Richmodstraße entlang und spazierten durch die engen Geschäftsstraßen der Altstadt. Der Kleine hüpfte dem Vater voran, lebhaft und kindlich plaudernd, als habe er noch keinen Schmerz empfunden. Das hübsche Knabenantlitz strahlte wie ein Frühlingsblümchen, das dem Sonnenschein zulächelt. Plötzlich bog der Knabe, wie selbstverständlich, in ein Seitengäßchen, ohne sich nach dem Vater umzusehen. Derselbe folgte ihm erstaunt und neugierig, wohin ihn der Kleine führen wolle. Jetzt schlüpfte dieser in eine schmale Tür, welche in den Vorhof einer ziemlich versteckten Kirche führte.

Maria in der Kupfergasse war die Lieblingskirche von Georgs seliger Mutter gewesen, und stets hatte die fromme Frau dort Einkehr gehalten, wenn ihr Weg sie in die Stadt geführt hatte. „Georg, mein Junge, wohin führst du mich denn?" fragte der Vater. „In die Kapelle zur Mutter Gottes, wohin die Mama mich immer mitgenommen hat," sagte der Kleine. „Aber was tatet ihr denn dort zusammen?" fragte der Mann, um seine Rührung zu bezwingen. „O, wir beteten für dich, immerzu, immerzu," antwortete der Kleine, während er schon sein Käppchen abnahm und den Vater an der Hand hineinzog.

Der kleine Georg schien in diesem Heiligtum der Mutter Gottes zu Hause zu sein. Dreist ging er dem Vater voran, nahm Weihwasser und kniete dann nieder. Er klopfte so lange an seine Brust, bis es ihm genug schien. Dann schlich er zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, welches, in einem eigenen Kapellchen hinter einem Gitter, das auch den Altar einschloß, zu sehen war. Schweigend folgte ihm sein Vater; ihm war so eigen zu Mute, und wieder glaubte er die Stimme seines Kindes zu hören: „Wir beteten für dich immerzu, immerzu."

Sie traten nun in die Kapelle, wo stets einzelne Beter tagsüber zu finden sind, die besondere Anliegen an die liebe Gottesmutter haben. Vor dem alten Gnadenbilde flackerten Kerzen, und der Frühling hatte durch fromme Hände seine Erstlinge zum Gruße hingesandt. Krokos und Hyacinthen schimmerten farbig und dufteten. Mit tränenumflorten Blicken sah der Vater seinen kleinen Buben vor dem alten Gnadenbilde der Mutter Gottes knien; sein kleiner Mund flüsterte eifrig und seine Augen suchten fromm das Angesicht der Mutter Gottes.

Hier also hatten die beiden, seine selige Frau und sein Söhnchen, oft für ihn gebetet, und er ahnte es nicht; vielleicht betete sie jetzt am Throne Gottes wieder für ihn, indes ihr kleiner Engel sie auf Erden unterstützte. Er hatte ihr viel Kummer gemacht durch sein wenig religiöses Leben. Der liebe Gott war bei ihm immer erst in zweiter Linie gekommen. Seine gute Frau war das gerade Gegenteil gewesen: mit zielbewußtem Streben suchte sie zuerst „was droben ist". In tiefer Betrachtung stand der geprüfte Mann an der Gnadenstätte der Mutter Gottes, die hier schon so oft das Gebet ihrer Kinder angehört und erhört hatte. Die Frucht des Gebetes seiner seligen Frau und seines Kindes war heute gereift in dem Vorsatze, von nun an wieder die religiösen Pflichten zu erfüllen. Tief gerührt verließ der Vater mit seinem kleinen Sohne die Gnadenkapelle Maria in der Kupfergasse. Der Knabe ahnte nicht, daß sein kindliches Gebet für den Vater erhört worden war.

Zur Unterhaltung.

* **Lied erraten.** Für die Dämmerstunde ist das folgende Spiel recht unterhaltend. Ihr setzt euch gemütlich in einen Kreis, einer von euch wird hinausgeschickt. (Nicht horchen!) Die Zurückbleibenden bestimmen ein Lied, das der Hinausgeschickte natürlich kennen muß. Man einigt sich, welcher das erste Wort des Liedes in seiner Antwort nachher zu erwähnen hat. Dann geht's weiter immer der Reihe nach im Kreis herum, Richtung Kaffeemühle! Euer Freund oder euere kleine Freundin vor der Tür wird nun hereingerufen, und, nachdem mitgeteilt wurde, wer das erste Liedwort hat, stellt er (oder sie!) beliebige Fragen, bei der bezeichneten Person mit dem ersten Wort beginnend. In der Antwort muß nun stets ein Wort des Liedes enthalten sein. Erst das erste, dann das zweite, dritte usw., immer der Reihe nach, bis das Lied erraten ist. Uebrigens kann man statt des Liedes auch ein Sprichwort nehmen.

* **Wild und Jäger.** Die Zeit der frischen, frohen Laufspiele im Freien ist wieder da. Bei Wild und Jäger muß die Zahl der Mitspielenden eine paarweise sein. Die Mitspielenden — zwei Personen ausgenommen — stellen sich in einem Doppelkreis auf, und zwar so, daß immer zwei Spieler direkt hintereinander stehen. Zwischen den beiden Spielerkreisen bleibt ein Abstand von ungefähr fünf bis sechs Schritt. Von den beiden übrigen Teilnehmern befindet sich nun einer außerhalb der Kreise — es ist der Jäger — der andere, das Wild, im inneren Kreisraum. Eins, zwei, drei — die Jagd beginnt. Das Wild und der Jäger haben dabei völlige Lauffreiheit innerhalb der Kreise sowie außerhalb derselben. Wie kann sich das Wild nun vor dem bösen Jäger retten? Es stellt sich im inneren Kreisraum vor eines der hintereinanderstehenden Spielerpaare, und im gleichen Moment ist der bisher Gejagte nicht mehr Wild, sondern die Person, vor welcher er Aufstellung genommen, hat diese Rolle übernommen. Da heißt es für das neue Wild: schleunigst fort! Für den Jäger aber heißt es: aufpassen, um so mehr, als der Wechsel des Wildes sehr häufig vorkommt. Hat der Jäger ein Wild angeschlagen, so tauschen übrigens beide die Rollen im gleichen Augenblick, und nun heißt es für den bisherigen Jäger — der nun Wild ist — sich möglichst schnell durch Aufstellung vor einem Paar zu retten, denn — Wiederschlag gilt. Das Spiel ist durch den fortwährenden Wechsel sehr lebhaft und bunt.